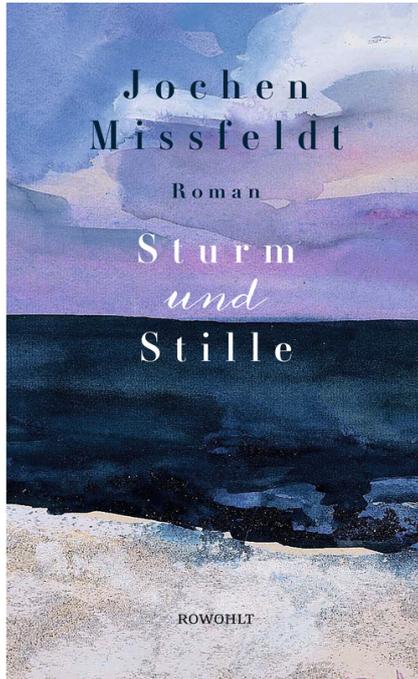


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-04529-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Jochen Missfeldt

Sturm und Stille

Roman

Rowohlt

1. Auflage September 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Abbildungen Seite 6 und 7 mit freundlicher

Genehmigung der Theodor-Storm-Gesellschaft Husum

Satz aus der Berthold Janson, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 04529 6

Inhalt

1. Kapitel

Theodor Storm, 1864

Dorothea Storm, 1870

Der Alte und sein Rübenmus

Eins

Das weiße Kleid

Der Nixenchor

Nur nicht ohne Mann sitzenbleiben

Die Begegnung mit dem Sargfisch

An der Treene

Die Liebe ist dunkel, die Liebe ist hell

Als wir noch Kinder waren

Nordlicht

Weihnachtszeit

Auf dem Hochseil

Der Sturm

Erstes Après: Die Liebesscham

Erde, tu dich auf

Zweites Après: Wenn die Äpfel reif sind

In der Freudenkammer

Drittes Après: Das Lusthaus

Abseits in der Taterkuhle

Viertes Après: Das Tater-Mariechen

Das Kartenhaus

Schwarz, Rot, Gold

Alles muss seine Ordnung haben

Der Abschied

Zwei

Segeberg

Grubendorf

Gut Eichthal

Solsbüll

Waldwinkel Immenstedt I
Waldwinkel Immenstedt II
Fünftes Après: Großmutter Mummys Tod
Waldwinkel Immenstedt III
Fobeslet
Schloss Holkenis
Flensburg
Schleswig
Neumünster

Drei

Das Wiedersehen
Das Kindbettfieber
Briefe
Sechstes Après: Beim Bauchredner
Die Hochzeit

Der Alte und sein Rübenmus

Nachbemerkung und Dank

Ausgewählte Quellen

Inhalt

Der Alte und sein Rübenmus

Längst bin ich eingetreten in den Herbst des Lebens. In den Ohren lärmen Saus und Braus. Meine Nase ist nicht mehr das, was sie einmal war. Aber von der Jugend herübergerettet habe ich die Augen, nicht ganz, denn die Brille ist mein treuer Begleiter. Um mich herum Reste aus Beruf und Liebhaberei – Bilder, Bücher, Fotoapparate, das Klavier und die Fliegeruhr.

Ich: Gustav Hasse, der jüngste und letzte. Die anderen Gustavs lassen sich zurückverfolgen bis ins 19. Jahrhundert, von Solsbüll über Flensburg nach Joachimsthal am Brandenburger Werbellinsee, wo im Jahr 1828 auch schon ein Gustav Hasse geboren wurde, von dem ich in direkter Linie abstamme. Davor verschwinden sie im Dunkel der Geschichte.

Ich selber zähle mich zur Spezies der Alten und Gesunden, und ich sage mir: Bloß nicht den vielen Kranken, den Mühseligen und Beladenen zu nahe kommen oder gar hinterherlaufen! Ich rauche nicht, ich esse und trinke mäßig, ich bewege mich beim Wandern und Radfahren. Auch Gartenarbeit und andere Pflichten, die mir als Großvater obliegen, sind mir lieb und teuer und erhalten mich. Ich pflege das sogenannte Gehirnjogging. Zum Beispiel ziehe ich mir aus dem Ländernamen Georgien die vier Wörter Geo und Georg und Orgie und Orgien. Aus dem Husumer Straßennamen Hohle Gasse lasse ich Hohl, oh, le, Gas, As, Asse und schließlich H₂O heraus, aus der Norderstraße extrahiere ich Nord und Order und der und er und erst. So ernte ich diejenige Fülle, die sich von Kopf bis Fuß als Wohlbefinden ausbreitet, das Leben angenehm macht und selbst im Alter erfreut.

Den Sommer habe ich noch abgewartet. Dieser hier hatte meine alten Tage mit gewaltiger Hitze, schwachem Ostwind und aberwitzig schön von Wind und Wetter erschaffe-

nen Haufenwolken verzaubert. Die Touristen sprechen von Nolde-Wolken und haben vom Wetter doch keine Ahnung. Sie steigen aus ihrem klimatisierten Reisebus, viel mehr ist nicht, und das war's schon.

Abends um halb elf, kurz vorm Zubettgehen, suchte ich noch das Sommerdreieck am Himmel: Wega im Zenit, die beiden anderen Eckpunkte findet, wer sucht, im Südosten: Deneb und Atair. Sonst tat ich nichts Anstrengendes. Im Schatten meines neuen breitrandigen Tilley-Hutes, den auch die kanadische Kavallerie trägt, setzte ich tagsüber meine Schritte langsam und leise.

An der Gartengrenze fließt die Beek, ein kleiner Bach, am Ufer Erlen und Weißdorn. Im Weißdorn siedelte vor drei Jahren eine Misteldrossel; sie ist nicht wiedergekommen. Im Weißdornschatten ist es kühl. Der Bach war jetzt nur knöcheltief, trotzdem flitzten da ansehnliche Barsche mit ihren roten Flossen hin und her.

Ich hatte mir in der Fischbeobachtungszeit ein Papierschiff gefaltet, setzte es ins Wasser und ließ es losschwimmen. Es erreichte nach dreihundertfünfzig Metern die Treene, fuhr dann bei Friedrichstadt in die Eider und war schon bald hinter Tönning in der Nordsee. Mit vollen Segeln überquerte es den Atlantik, segelte hinein in den Potomac, empfing vom rechten Flussufer die Magie des Urlaubsparadieses von Kingmill, und in Washington, D. C., machte es am Kai von Georgetown fest mit einem Brief, den ich für eine meiner Töchter geschrieben und im Laderaum verstaut hatte.

Inzwischen sind die Tage kürzer, die Nächte länger. Das Sommerdreieck ist verschwunden. Trotzdem ist der Himmel von einer Sternenschönheit, in die ich mich jedes Jahr aufs Neue verkucke. Manchmal heult der Wind ums Haus, manchmal heult er nicht. Manchmal fallen Regengüsse mit so viel Wucht und Wasser, wie sie nur der Teufel fallen lassen kann; bekanntlich dreht er an der Klimaschraube. Tem-

peraturen um null Grad liegen in der Luft. Ich lade Freunde ein und koche für sie Rübenmus, Rübenmus mit Hintergedanken, denn beim Essen erzählen sie mir Rübengeschichten aus der Kinderzeit, und ich erzähle meine. Manch einer findet vor lauter Rübenmusbegeisterung kein Ende und hört mit dem Erzählen nicht mehr auf.

Damals in der Kinderzeit haben mein Freund Siemsen und ich Steckrüben ausgehöhlt, und mit dem Taschenmesser haben wir Augen, Nase, Mund hineingeschnitten. Wir steckten eine Kerze in den Hohlkopf, und wenn sie brannte, dann leuchteten Augen, Nase, Mund zur Rübe heraus. Damit haben wir gleich nach dem Krieg die Flüchtlinge erschreckt.

Die Herbstabende teile ich mir gut ein. Ich schließe die Haustür und überprüfe, ob sie auch wirklich mit den erforderlichen zwei Schlüsseldrehungen verschlossen ist. Ich will nicht gestört werden, ich will alleine sein und mein Wissen vergrößern. Nach der Tagesschau schalte ich den Fernseher aus, dann drehe ich den Dimmer meiner Leselampe gegen den Uhrzeigersinn, bis das Licht die richtige Leuchtkraft hat. Dann hole ich das in einen Billigrahmen gesteckte Bild und stelle es links neben das Buch, das ich nach bestem Wissen und Gewissen über den Dichter aus Husum geschrieben habe, stelle es auf den niedrigen Tisch mit der Marmorplatte. Es ist ein Bild von Theodor Storms zweiter Ehefrau Dorothea, geborene Jensen. Ein Bild, das sie als erwachsene Frau mit zweiundvierzig Jahren zeigt. So garantiere ich, dass Storm und sie immer beieinander sind.

Ich stelle eine dicke Kerze mit dem Aufdruck «Unser Norden» hinter Buch und Bild. Ich nehme ein Zündholz und reiße es über die Schachtel – das Zündholz brennt, die Kerze brennt, schenk ein, den Wein, den holden! Ich setze mich in meinen grün bezogenen Ohrensessel. Wie in weiter Ferne spiegelt sich im Blumenfenster das rote Standby-Licht meiner Computer-Steckerleiste, und im rötlichen

Halbdunkel hängt über dem Bildschirm ein Lebkuchenherz mit dem Satz aus Zuckerguss: «Opa ist der Beste.» Dieses Großvaterniveau ist zu halten, ein fester Kurs ist zu steuern, denn meine fünf Enkelkinder sollen nachhaltig bewirtschaftet werden.

Schon wahr, auch ich lege Zierrat aus und mache Mätzchen. Ich brauche aber kein Publikum, mehr noch: Publikum ist für mich schädlich. Ich brauche nur die Atmosphäre und ein wenig Theater. Das Foto, die brennende Kerze, das Buch, der Marmortisch, das ist meine Kleinkunstabühne. Große Kunst erwarte man nicht, aber ich weiß: Kunst ist das Menschenmögliche. Können wir auf diese Weise die Menschheit verbessern? Nein, aber wir lockern ihr die Fesseln, indem wir von ihr erzählen. Und damit erwecke ich Frau Do zum Leben – mal ist sie jung, mal ist sie alt – und erteile ihr das Wort.

Ich bin es, der ihr die Worte in den Mund legt, das nehme ich mir heraus. Wörter können sagen und singen.

Und wozu das Ganze? Um in den Raum einzutreten, in dem sich alles vollzog, um durch das Fenster hinauszublicken in die Landschaft, die alles umgab, um den Ort zu finden, dem alles innewohnte, und schließlich: um das Herz zu finden, in dem alles beschlossen ist. Zart wie das Kind, das der Liebe entspringt.

Frau Do, sage ich nun in Richtung Kleinkunstabühne und fühle mich dabei wie der Souffleur in seinem Kasten, wer wie Sie in Husum geboren und aufgewachsen ist, ist doch am Meer aufgewachsen. Und wer am Meer aufwächst, lernt das Phantasieren und Lieben früh. Ich habe eine Bitte! Erzählen Sie uns von Ihrer Liebe zu Storm. Wir wissen so viel wie gar nichts darüber. Da ist doch noch viel Geheimnis drumherum. Es wäre schön, wenn etwas Licht in dieses Dunkel käme.

Eins

Das weiße Kleid

Ich zögere, zögere mit meinem guten Gewissen. Ich liebe mein gutes Gewissen, wie ich mein schlechtes hasse. O ja, hassen kann ich auch. Ist Licht im Dunkel wirklich so wichtig? Überall unbeantwortete Fragen. Soll man alles sagen, was man weiß? Verlohnt es sich, das aufzuschreiben, was man Erinnerung nennt? Ich jedenfalls habe – nicht jeden Tag – Tagebuch geschrieben, habe es zur Sicherheit dabei. Meine Sache ist nicht unheikel, ich habe vor diesem Kapitel meines Lebens eine gewisse Scheu. Hinzu kommt: Muss man denn immer wieder in der Vergangenheit bohren? Meine Mutter sagte: Kaum ist Gras über etwas gewachsen, schon kommt ein Kamel und frisst es ab. Und ich sage mit Goethe: Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche – ich nenne es mal Vergangenheit – ruhig zu verehren.

Das ist für mich passend. Obwohl. Die Dinge wollen auch betrachtet werden, es ist sogar ihr ausdrücklicher Wunsch, denn sie wollen ans Licht, das habe ich selber oft genug erfahren. Diese ihre Eigenschaft ist ja das Glück des Dichters. Auch das weiß ich. So sind die Dinge nun mal. Und trotzdem zögere ich – nicht ohne Grund, denn auch schwere Jahre liegen hinter mir.

Ich könnte einiges vom Wetter erzählen. Manchmal war in meinem Leben sehr schönes Wetter, aber ebenso unverzeihlich schlechtes. Ich meine das auch im übertragenen Sinn. Für das Wetter habe ich mich schon immer interessiert, dafür habe ich eine Ader – ein Erbteil meines Vaters, der das Wetter im Blut hatte und jede Wetteränderung in seinen Nerven spürte. Immer noch klopfe ich jeden Morgen ans Barometer, weil ich sehen will, wohin der Zeiger sich bewegt.

Mit dem Wetter will ich nicht ausweichen und um den heißen Brei herumreden, denn gelernt habe ich von meiner

Großmutter Mummy, mir einen Ruck zu geben und gegen eine Haltung ohne Mark und Knochen anzutreten. Ich weiß nicht, wie ich ohne die kleinen und großen Predigten meiner Großmutter Mummy durchgekommen wäre, wenn ich im Elend war. Sich selber bekriegen, ein wenig muss das sein. Ist nicht der Sieg über sich selber der schönste?

Apropos Wetterglas. Ich beklopfte es auch an dem Morgen des Tages, an dem wir den Geburtstag meiner Mutter feierten, draußen im Garten am 1. August 1844. Drei trockene Wochen lagen hinter uns. Das Barometer stand unverändert auf Schönwetter, Staub hing in der Luft über den Feldern. In unserem Garten war es herrlich grün und kühl. Das machten die dichtbelaubten Apfelbäume, die Schatten warfen.

Meine Mutter hatte zur ersten Festlichkeit seit dem Tod ihrer Mutter eingeladen. Ich war fünfzehn, und mir fehlte meine Großmutter Mummy, viele Kindheitserinnerungen verbanden mich mit ihr. Oft ging ich heimlich zum Friedhof und setzte mich an ihr Grab. Mir wurde dann fromm und traurig. Dabei fällt mir ein, wie oft ich in der Grabesstille ihres Wohnzimmers gesessen und außer dem Ticken der alten Standuhr nur ihr Ein- und Ausatmen gehört habe, während sie in ihrem Sessel am Fenster Mittagsschlaf hielt. Eine große Sehnsucht nach alledem überkommt mich.

Eines Sommerabends holte Storm mich vom Friedhof ab. Ich weiß gar nicht, was er da wollte, aber auch er liebte seine Toten, das war's wohl. Levkojen- und Syringenduft lag über den Gräbern. Diesen Duft mochte er.

Komm mit, sagte er, wir müssen alle mal sterben. Bis dahin wollen wir das Leben aber genießen, ja genießen. Er zog mich mit sich fort und lieferte mich zu Hause in der Norderstraße ab. Lass dich mal beaugenscheinigen, sagte er noch und strich mir mit der Hand übers Haar. Gute Nacht.

An Mutters Geburtstag trug ich ein weißes Kleid, blass und dünn, wie ich war, denn ich hatte drei Wochen mit Fie-

ber und Unpässlichkeit im Bett gelegen. Storms Eltern Lucie und Johann Casimir waren auch eingeladen. Die Familien des Senators Jensen und des Advokaten Storm verkehrten miteinander, man lud sich ein, man sah sich oft, man kannte sich gut. Auch Storms Großmutter Woldsen, die damals noch lebte, war gekommen. Und natürlich Storm, der sich zwei Jahre zuvor in Husum als Rechtsanwalt niedergelassen hatte, mit seiner Schwester Cäcilie. Sie wurde Cile genannt, wir beide waren befreundet, nicht unbedingt ein Herz und eine Seele, sie war oft krank, litt, wie übrigens auch ihre Mutter, an einem Brechübel, das sie immer wieder bettlägerig machte. Tagelang zog sie sich dann zurück, war damit allerdings sicher vor ihrem Vater, der jähzornig sein konnte.

Ein Sonntagnachmittag mit Kaffee und Kuchen, Schlag- sahne und Erdbeerbowle. Abends gab es verlorene Vögel, also Gehacktes in Kohlrouladen, mein Lieblingsessen, das meine Mutter extra hatte kochen lassen. Für mich an meinem Geburtstag und für deine Gesundheit, deswegen, sagte sie. Mein Vater sah übrigens rot und alteriert aus, mit seiner Gesundheit stand es nicht so gut, auch seine Holzgeschäfte liefen nicht mehr wie früher. Er hatte es mit dem Herzen, trank trotzdem zu viel Bier und Schnaps. Meine Mutter sagte nichts, aber ihr Gesicht sprach Bände.

Ich meine, schon erste Herbstluft in der Nase gehabt zu haben, und das mitten im Sommer. Jahreszeitenduft be- greift der Mensch bereits ganz früh. Den Herbstgeruch habe ich zuerst gelernt, danach den vom Frühling, dann den vom Sommer, zuletzt den Wintergeruch. Wie seltsam ist es doch, wenn man sich nach so langer Zeit immer wieder selber begegnet mit den alten, nie vergessenen Gerüchen.

Cile und ich standen beieinander, ich lehnte meinen Rücken gegen die Hausmauer, über mir war das Küchenfenster zur Seite geklappt – unsere Perle Lili streckte ihren Kopf heraus, sie kalfaktorte schon in meinen Kindertagen als Kö-

chin in Mutters Haushalt. Cile hielt sich an der Pumpe fest und bewegte den Schwengel langsam hin und her, Brunnenwasser floss in den Eimer; längst lief er über.

Storm hatte sich wieder mal komisch, kam und belehrte uns mit dem erhobenen Zeigefinger seiner rechten Dirigentenhand, wobei ich am Zeigefinger vorbei direkt in seine blauen Augen sehen konnte.

Kinderchens, ihr Wasserverschwender, und das jetzt, wo bei der augenblicklichen Ich-weiß-nicht-was fast alle Brunnen ausgetrocknet sind. Dann tauchte er beide Hände in den Eimer und schleuderte uns einen Schwall Wasser über die Kleider. Mein weißes wurde ganz durchsichtig.

Theodor, das wirst du uns büßen, fuhr Cile ihren Bruder an. Jetzt musst du uns zur Strafe bei dir zu Hause zum Tee einladen, hörte ich sie noch rufen, als ich schon halb im Haus verschwunden war, um mich umzuziehen.

Es ist doch zu ulkig, rief Lili von ihrer höheren Warte aus. Sowie du neues Zeug anhast, Doris, komm in die Küche, sonst schaff ich das hier mein Lebtage nicht. Und bitte, kuck mal nach, wie morgen das Wetter wird. Wir brauchen dringend Regen.

Wegen solcher Fragen hatte mir mein Vater ein Wetterglas geschenkt. Es hing damals in meinem Zimmer neben dem Fenster zur Straße. Wie oft ist mir doch die Frage gestellt worden: Wie wird das Wetter, was sagt dein Quecksilber? Wetterfragen sind uralte Fragen. Dass Laubfrosch, Blutegel oder Spinne das Wetter vorhersagen können, gehört ins Reich des Aberglaubens, es war einmal. Ich ging an mein Wetterglas, klopfte ans Brett und sah, was der Himmel mit dem Wetter vorhatte. Immer wieder prüfte ich, wohin sich das Quecksilber bewegte, wenn die Luft mal stärker, mal schwächer ins Glas drückte und nachdrückte von ganz hoch oben. Je nachdem, ob es stieg oder fiel, wurde das Wetter gut oder schlecht, gab es Sturm oder Stille.

Als ich später in mein Exil geschickt wurde, schenkte mir mein Vater ein französisches Barometer, ein rundes Instrument, eingebaut in einen schön riechenden Eichenholzkasten. Der riecht immer noch so schön, ich halte mein Barometer wie ein Heiligtum in Ehren. Jeden Morgen sehe ich, was los ist, jeden Abend sehe ich, was morgen sein wird - Variable, Tempête, Bon Temps oder Très Sec.

Der Nixenchor

Schönes Wetter allüberall auf den Kirchturmspitzen, blau der Himmel, hell die Sonne, als wir Mädchen von Storms Gesangverein im Sommer 1845 Christian VIII., dem dänischen König und Herzog von Schleswig, Holstein und Lauenburg, ein Ständchen bringen sollten. Er reiste auch in diesem Jahr in die Inselfrische von Föhr, wo der Dichter Hans Christian Andersen ihn im Sommer davor besucht hatte.

Am Ende der Saison ließ sich seine Majestät mit Gefolge per Dampfschiff an die Küste fahren, bereiste die Herzogtümer, und das Volk bejubelte ihn. Auch Husum stand auf dem königlichen Reiseplan, und der dänische Konsul hatte Storm gefragt, ob er anlässlich des hohen Besuchs nicht ein Lied komponieren und mit seinem Chor aufführen könne. Storm war eigentlich gegen Lobhudeleien, gerade auch gegen solche auf die Obrigkeit. Aber hier sagte er ja, denn er begriff das Ganze als künstlerische Herausforderung, endlich konnte er sein Talent im Komponieren, Dirigieren und Aufführen erproben. Neugierig auf sich selber, fragte er sich: Wird alles gelingen? Das interessierte ihn.

Wir Mädchen, so hatte er sich das ausgedacht, sollten uns als Nixen verkleiden, und auftreten sollten wir als Nixenchor. Ein paar Nixenverse ließ er sich zufliegen, eine Melodie fand sich im Kopf, er brachte alles zu Papier. Die ersten vier Verse sind mir noch heute präsent:

Heil dir, heil dir, hoher König,
Nimm den Gruß der Meereswogen!
Dir entgegen silbertönig
Sind wir rauschend hergezogen.

Es war zehn Tage vor seinem achtundzwanzigsten Geburtstag. In Husum wurden schon festliche Anstalten zum Emp-

fang des geliebten Landesherrn getroffen, und wir schneiderten und bastelten unsere Nixenkleidung, wobei es zu Eifersüchteleien kam - wer würde wohl die schönste Nixe sein? Lange Schleier, die wir mit Perlen und Korallen schmückten, Haarkränze aus Schilf, Moos und Muscheln, das war unsere Nixenstaffage.

Abends um acht traf der König in der Stadt ein. Die Huser empfingen ihn mit Hurrarufen und mit dem Glockengeläut der Marienkirche. Plötzlich musste alles schnell gehen. Wir Nixen waren noch nicht vollzählig, und Storm war auch noch nicht da. Im Schlosshof, wo das festliche Willkommen gefeiert werden sollte, hatten sich Bürger und Beamte, Alte und Junge versammelt, mit bunten Girlanden und brennenden Laternen. In letzter Sekunde kam Storm mit zwei Nixen im Wagen an, meine Schwester Friederike und ich kamen ein paar weitere Sekunden später, nur die Großkreuz fehlte noch. Kaum hatten wir oben auf der Schlosstreppe unsere Reihen gebildet, schallten schon Hurra und Blasmusik über den Schlosshof, der König fuhr vor. Nixenmeister Storm mit seiner nervös leuchtenden Nase zog rasch die Noten aus der Tasche und verteilte sie. Der König kletterte aus seinem Wagen, ging ein paar gemessene Schritte und stand dann unten auf der ersten Stufe. Wir in unserem Nixenstaat sahen auf Seine Majestät hinab. Auguste Krogh, die Tochter unseres Amtmannes, unsere beste Sängerin, überreichte ihm Storms Verse. Dann sangen wir los, allein, ohne unseren Dirigenten, weil er das so besser fand. Storm, der sonst immer mit Feuer und Flamme dirigierte, hatte sich zurückgezogen, lauschte in der Turmtür und hielt sich womöglich die Ohren zu. Keine von uns Nixen konnte ihn ersetzen, auch die Krogh nicht. Falsch, abscheulich, herzerreißend habe es geklungen, Lied verdorben, Mühe umsonst, meinte er später.

Nach dem schlimmen Auftritt, den die Zeitung übrigens lobend, wenn auch nur beiläufig erwähnte, saßen wir in der

Wohnung der Kammerherrin Stemann. Es gab Krach unter uns Nixen. Wer hatte die Schuld an allem, war die Frage, auf die wir keine Antwort fanden. Ich weinte. Ich glaube, alle Nixen weinten. Storm verstand es, streng und liebevoll zugleich zu sein und mit klugen Worten dem Spuk ein Ende zu machen. Dafür bewunderte ich ihn. Wir alle bewunderten ihn.

Um zehn Uhr startete ein Fackelzug zu Ehren Seiner Majestät. Storm hatte mich zu seiner Begleitung auserkoren, und ich fühlte mich herausgehoben, empfand auch ein wenig Schadenfreude nach dem Schlag ins Wasser für uns Nixen. Schleier und Kranz hatte ich abgelegt. Wir standen nebeneinander, als Senator Rehder im Fackelschein laut und vernehmlich Worte der Verehrung und des Dankes sprach und daran Hoffnung auf die gnädig verheißene Hafenerweiterung und den Ausbau der Chaussee nach Flensburg knüpfte. Es lebe Seine Majestät, der König, hoch, rief er am Ende. Der König dankte mit bewegten Worten und versicherte, das Wohl der Stadt Husum, insbesondere der Hafenausbau, liege ihm am Herzen.

Als alle Fackeln ausgebrannt waren, zerstreuten sich die Husumer und gingen nach Hause - gute Nacht, Majestät. Der König hatte seine Gemächer im Schloss. Morgen würde er den Hafen und die Husum-Flensburger Kunststraße in Augenschein nehmen und, von der Ringreitergarde begleitet, mit seinem Tross weiter nach Friedrichstadt ziehen. Die Zeitung dichtete ihm hinterher:

Denn wo der Fuß des Königs weilet,
Muss Segen allerorten sein.
Die Wunde, blutend, wird geheilet,
Wo Jammer war, kehrt Freude ein.

Storm begleitete mich nach Hause. Er ging mit mir einen Umweg durch die Neustadt, vorbei an dem Haus, das sein

Vater ihm schenken wollte, demnächst würde er da einziehen. Es war schon sommerdunkle Nacht. Wir hatten keine Laterne dabei, das war das Allerbeste. Ich war durch die Nixenwirtschaft so aufgereggt und ängstlich, dass ich mit der Linken seinen Arm festhielt und mich an ihn drückte, aber als er mich die schönste Nixe mit der schlankesten und schönsten Gestalt nannte, musste ich lachen.

Das helle Lachen und dein fröhlich-kindliches Herz hast du von deinem Vater, sagte er.

Tatsächlich lachte mein Vater gern, er hatte ein fröhliches Herz. Storm mochte das, wenn er bei uns zu Hause auf einen Tee war, dann erfreute er sich am hellen Lachen meines Vaters. Wir standen in der Einfahrt zum Hof, von dort kam der Geruch der frisch geschnittenen Bretter. Das war Vaters Geschäft, die Holzhandlung. Die Baumstämme ersteigerte er beim Hegereiter Anker Erichsen, dem berittenen Förster des königlichen Forstes von Immenstedt.

Riechst du das Holz, Theodor?, fragte ich.

Ja, sagte er, und dich kann ich auch riechen. Er fuhr mir zum Abschied mit seiner Hand über meinen gewesenen Nixenschopf. Schleier und Kranz - wo waren sie geblieben? Lass dich noch einmal beaugenscheinigen, Kindchen. Er kam mir ganz nah, damit er mich noch erkennen konnte.

Ich ließ mir's gefallen und war voller Glück.

Nur nicht ohne Mann sitzenbleiben

Mit Cile wandelte ich durch diesen Restsommer wie im Traum und dann hinein in den Herbst. Die Eltern bereiteten uns vor auf unsere Zukunft, wir sollten keine Dienstmägde werden. Erzogen wurden wir für die Ehe und für den Tod – dass wir heiraten würden, war zu vermuten, dass wir sterben würden, war gewiss. Unbedingt musste vermieden werden, dass wir zu den Sitzengebliebenen zählten. Dann saßen wir da als Mamsell, die weder Dame noch Hausfrau sein konnte. Lesen, Schreiben, Rechnen und das rechte Christentum waren zu lernen für das Leben. Das lernte ich zuerst, wie früher auch Storm, bei Mutter Amberg in der Klippschule. Wir Mädchen mussten uns wappnen für die Entsagungen, die uns so sicher wie das Amen in der Kirche später ins Haus stünden. Diese dann mutig zu ertragen, dahingehend wurde erzieherisch gewirkt. Mit unserer Schneiderin Tante Marie sprachen wir schon in der Kinderzeit Französisch, Lehrer Sahr gab uns Privatstunden in der deutschen Sprache und in Naturkunde, und einmal in der Woche erhielt ich bei ihm Klavierunterricht. Ein Jahr vor meiner Konfirmation schickten meine Eltern mich zu Madame Frisé auf die höhere Töchterschule in Flensburg.

Augenblicklich konnten wir noch bei Lisette Israel Englischbrocken aufschnappen und das Neueste aus der Welt und aus Rendsburg erfahren, wenn die gute Frau zum Michaelismarkt nach Husum kam und sich mit ihrer Putz- und Modewarenhandlung in der Krämerstraße einmietete. An ihr hatten wir unsere helle Freude. Sie war eine Mischung aus Geschäftstüchtigkeit, Warmherzigkeit und ehrlicher Haut mit schwankendem Taktgefühl und Judennase. In Amerika gebe es Mädchenvereine, berichtete sie, da verpflichteten sich die Mitglieder, keinen Mann zu heiraten, der rauche oder schnupfe. Gute Vorsätze, meinte sie. Aber, aber. Würde nämlich ein Krösus bei ihnen anklopfen, dann

wären alle Vorsätze beim Behemoth. Auf ewig dein, würden sie dann schwören, nur damit sie nicht sitzenblieben. Ja, so sind wir, die Frauen, rief sie und lachte. Bei ihr kauften wir uns mit dem von unseren Eltern abgeschwatzten Geld einen französischen Seidenhut und ein blau-weiß-rotes Harlekin-kostüm. In diesem Aufzug wollten wir Storm überraschen beim Teebesuch.

Dazu kam es Ende September 1845. Es war während seiner Verlobungszeit mit Constanze Esmarch, der Michaelismarkt stand wieder vor der Tür, und das Quecksilber in meinem Wetterglas war so hoch geklettert wie selten. Es herrschte eine ungewöhnlich schwüle Sommerhitze, obwohl laut Kalender schon der Herbst begonnen hatte. Selbst im Schatten war kein Aushalten. Auf dem Katzenkopfpflaster schimmerte es feucht und blank, die Harlekin-kostüme klebten. Ich lockerte die Schnur, die das Kostüm oben am Hals festhielt.

Storm wohnte noch bei dem Agenten Schmidt in der Großstraße, der Umzug in die Neustadt war schon geplant. Tante Brick, die ihm später auch dort den Haushalt führte, öffnete uns die Haustür.

Hier ist kein Faschingsball, dafür ist es zu heiß, so empfing sie uns und wischte sich mit einem weißen Tuch die Stirn.

Morgen ändert sich das Wetter, sagte ich.

Da lachte sie und rief: Hereinspaziert.

Storm hatte sein Tagewerk getan und kam uns begrüßen.

Da sind wir wie angekündigt zum Tee, sagte Cile.

Wozu ihr euch selber eingeladen habt, sagte Storm.

Den Tee haben wir uns aber verdient, sagte ich.

Ja, das habt ihr. Eure Kostüme sind so recht passend zum Wetterzauber.

Tante Brick brachte drei Tassen und den sausenden Teekessel.

Warum habt ihr euch so ganz außer der Reihe verkleidet?, fragte Storm.

Das ist unser Tee-Anzug, sagte ich.

Ja, du zarte Blondine, sagte er und sah mich lange an.

Ich war sechzehn, er achtundzwanzig. Von Sehnsucht verstand ich noch nicht viel, aber fühlen konnte ich sie schon. Storm hielt mich damals für dreizehn, wie er später seinem Freund Brinkmann schrieb, also noch für ein Kind. So steht es übrigens auch in der «Bekenntnis»-Novelle, in der er die Begegnung mit einer Dreizehnjährigen schildert, in ebenderselben Hitze wie an jenem Septembertag. Der Erzähler verzehrt sich nach diesem Kind und hätte unter dessen Augen sterben mögen, so ist da zu lesen.

Das Kind in der Novelle bin ich. Ich weiß es, Storm hat seine Sachen ja immer aus dem Leben gegriffen. Hier, mit der Begegnung an diesem Glut-Tag in seiner Wohnung in der Großstraße, fing alles mit uns an. Meine Liebe zu Storm, von der ich noch nichts wusste, und Storms Liebe zu mir, von der er viel mehr wusste als ich. Wenn ich ihn heute fragen würde, dann würde er immer noch sagen, dass ich damals dreizehn war. Vielleicht hing das mit einer Liebe aus der Studentenzeit zusammen, mit der damals neunjährigen Bertha von Buchan, die ihm am Ende einen Korb gab, an dem er sein Leben lang zu schleppen hatte.

Seltsam war's, als Cile und ich gingen. Wir wollten eigentlich nicht gehen, Storm schickte uns aber fort. Kann sein, dass er mal wieder Zahnweh hatte. Beim Abschied stand er vor mir, strich über mein Haar.

Lass dich mal wieder beaugenscheinigen, Kleines. Deine schönen Augen werden mir heute Glück beim Kartenspiel bringen.

Er spielte gern. Das Blut jagte ihm dann rascher durch die Adern, ihn durchströmte dann ein prickelndes Gefühl. Beim Kartenspiel hatte er aber wenig Glück, er verlor beim L'hombre und beim Vingt-et-un immer wieder, und dann

zergrübelte und zerdachte er sich den Kopf. In den Ehestand sollte er mit einem Haufen Spielschulden treten. Seine Großmutter erlöste ihn von der Last, das war ihr Hochzeitsgeschenk, gut für Constanze. Bis dahin war es aber noch ein Jahr.

Besucht mich bald wieder, sagte er und verabschiedete uns an der Haustür.

Ein paar Tage nachdem er Anfang November 1845 umgezogen war in das Haus, das ihm sein Vater in der Neustadt schuldenfrei überlassen hatte, besuchten wir ihn wieder. Cile hatte wegen ihres Brechübels gerade drei Tage das Bett gehütet und war ausgemergelt und blass. Sie war ja immer blass; ausgemergelt auch eigentlich immer. Ihre Mutter hatte uns schon bei ihrem Bruder angekündigt. Inzwischen ging ich stramm auf die siebzehn zu und widerstand seinen Blicken, als wir Tee tranken und hinter den Tassen saßen. Ich machte mir nichts aus den Blicken, eher fühlte ich mich interessant und gehoben. Es störte mich auch nicht, dass Storm verlobt war mit Constanze. Ich tat ja nichts Verbotenes, obwohl. Eigentlich saß ich nur da und Storm auch. Der Ofen verbreitete angenehme Wärme. Merkte Cile was? Sie stand plötzlich auf und sagte: Ich gehe jetzt, mir ist nicht gut.

Ich hätte noch ewig bleiben können, aber ich musste mit. Tief inwendig spürte ich kleine, wohltuende Erschütterungen, die auch Storm erfasst haben mussten, denn in der «Bekenntnis»-Novelle heißt es: Wenn es für unser Leben etwas Ewiges geben soll, so sind es die Erschütterungen, die wir in der Jugend empfangen haben. Das ist so wunderbar gesagt, dass ich es nicht vergessen habe.

Deine Augen haben mir übrigens beim Kartenspiel kein Glück gebracht, sagte er beim Abschied an der Haustür. Aber vielleicht sind sie für was anderes gut? Vielleicht fürs Theater?

Noch am selben Abend nahm er Cile und mich mit in die Komödie; die Schauspielertruppe Huber gab eine Vorstellung im Rathaussaal, «Röschens Aussteuer». Cile und ich fanden das Stück gelungen, Storm fand es nicht gelungen. Ein abscheulich flaes Ding, meinte er. Er war richtig böse und verabschiedete sich von uns schlecht gelaunt und mit roter Nase.

Für die Neujahrsnacht hatte mein Wetterglas ruhiges Wetter versprochen. Wolkenpolster lagen abends über Husum, es war milde und still, man konnte weit hören und leise sprechen. Nur schemenhaft war der Treppengiebel des Husumer Brauereigebäudes zu sehen und oben auf dem Rathaus der kleine, von sechs Säulen getragene Tempel mit wehender Fahne. Der letzte Tag des Jahres wurde festlich begangen mit Gesang und Fackelzug. Husums Straßen kamen mir vor wie mit dem Lineal gezogen. Auch schienen sie viel sauberer zu sein als sonst.

Ich hatte Cile abgeholt, wir gingen Hand in Hand bis zur Marienkirche. Dort standen die Sänger der Liedertafel schön aufgebaut unter der Leitung von Lehrer Sahr. Der sang auch in unserem Gesangverein, und Storm übte dann und wann mit den Liedertafelsängern, wenn Sahr verhindert war. Storm verstand die Liedertafel nicht als Konkurrenz. Veranstaltungen aber, die ihm zu sehr nach Politik und Männerchor rochen, lehnte er ab. Von ihm war heute Abend nichts zu sehen.

Nachdem die Glocke zwölf geschlagen hatte, ertönte aus vierzig Männerkehlen «Des Jahres letzte Stunde». Sodann wurde von allen «Ein feste Burg ist unser Gott» gesungen. Cile und ich sangen mit - ich mit meinem Alt, Cile mit ihrem dünnen Sopran, wir kannten das Lied vom Konfirmandenunterricht. Kaum war der Choral verklungen, sprach der Vereinsvorsitzende ein paar kräftige, zeitgemäße Worte in Richtung Dänemark. Den König, unseren Herzog, nahm er aber ausdrücklich in Schutz. Er sagte, dessen Gerechtig-

keitsliebe wisse alle hässlichen Eingriffe von unschöner dänischer Seite zu verhindern. Und deswegen schloss er mit dem Ausruf: Es lebe Seine Majestät König Christian VIII.! Darauf sang die Liedertafel als kleine Gegengeste unser Schleswig-Holstein-Lied. Ein Hoch auf die Einwohner der Stadt folgte. Die Fackeln wurden auf einen Haufen geworfen und verbrannten, während wir alle unter den weit ausholenden Armbewegungen des Dirigenten noch einmal sangen: Freiheit, die ich meine.

Dann zerstreute sich die Menge. Lichter erloschen, das Blau-Weiß-Rot der Fahnen war nicht mehr zu erkennen. Gut so, denn die dreifarbigten Fahnen wurden von der dänischen Obrigkeit als Ausdruck politischer Gesinnung betrachtet und waren neuerdings verboten. Die Alten hatten ihre Plätze hinter den Fenstern verlassen – so konnten sie sich auch nicht mehr über die Krümel aufregen, die auf der Straße lagen.

Ich begleitete Cile bis vor die Haustür in der Hohlen Gasse.

Hörst du was?, fragte sie.

Stadt, Land, Luft und Meer waren still. Nein, ich hörte nichts.

In solchen Neujahrsnächten begaben sich Liebespaare auf den Deich vor Husum. Sie flüsterten sich Liebesworte zu und besuchten die Wiedergänger, die sich dort in Mausegestalt verkrochen hatten. Sie trampelten im Gleichtakt auf die Grasnarbe und riefen den alten Zauberspruch:

Lieb Mausefrau, lieb Mausemann,
Kommt heraus und lasst euch blicken.
Frau Enzian, Herr Dulzian,
Tut uns süß heut Nacht beglücken.

Wenn das Schicksal es wollte, dann ließen sich die kleinen Wühler und Nager aus ihren Löchern scheuchen. Das be-

deutete günstige Fügung, und ein mit Kostbarkeiten vollgestopftes Füllhorn erwartete die Liebenden. Damit auch ja nichts verlorenging, schrieben sie darüber einen kleinen Vermerk mit Datum und Uhrzeit ins Buch des Lebens.

[...]